

ROMY TERRELL

DAS
Wunder
UNSERER
HERZEN

LIEBESROMAN



RT

Deutsche Erstausgabe Oktober 2024

Romy Terrell
c/o Autorenbetreuung | Caroline Minn
(Impressumservice)
Kapellenstraße 3, 54451 Irsch
E-Mail: romyterrell@gmail.com
Das Wunder unserer Herzen
Lektorat: Anne Paulsen
Korrekturat: Jürgen Müller
Covergestaltung: Buchgewand Coverdesign
www.buch-gewand.de
unter Verwendung von Motiven von
depositphotos.com: sun_tiger, krsprs, tomert, smashingstocks
stock.adobe.com: cofficevit, zolotons
Schriftsatz: Romy Terrell

Sämtliche Personen in diesem Roman sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Nachdruck, auch auszugsweise, oder eine andere Verwertung ist
nachdrücklich nur mit schriftlicher Genehmigung der Autorin gestattet.

ASIN: B0D1HRJ1DR
© 2024 Romy Terrell
Alle Rechte vorbehalten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de/> abrufbar.

Romy online:

<https://www.romyterrell.com>
<https://www.facebook.com/RomyTerrell>
<https://www.instagram.com/romyterrellautorin>

DAS
Wunder
UNSERER
HERZEN

ROMY TERRELL

*Wenn du denkst, dass alles ausweglos
erscheint, hält das Leben die größten
Wunder für dich bereit.*



Prolog

Wir wussten nicht, was uns bevorstand, als wir uns zum ersten Mal begegneten. Dieser Moment besiegelte eine Reise, die wir uns weder ausgesucht noch erhofft hatten. Wer hätte gedacht, dass diese Zeit unsere Lebenswege verändern würde. Wir waren gebrochen. Versuchten, das Unbegreifliche zu begreifen. Suchten nach einer Erklärung. Nach einem Sinn im Geschehen, den es nicht gibt. Nie geben wird.

Die einen nennen es Schicksal, die anderen Zufall. Doch ganz gleich, wie wir es am Ende bezeichnen. Es ist und bleibt das Leben.

Deines.

Meines.

Unseres.



Kapitel 1

Ashley

Die Chancen stehen gut. Immer wieder wirbeln die Worte von Professor Maxwell durch meine Gedanken. Wie lange haben wir darauf gehofft. Fünf künstliche Befruchtungen haben wir hinter uns, aber diesmal sieht es wirklich gut aus. Das spüre ich.

Voller Vorfreude steige ich aus dem Taxi vor dem ausladenden Hoteleingang, begrüße den Portier und haste die Treppenstufen zur Lobby hinauf. *Langsam, Eli,* ermahne ich mich selbst. Eine Bruchlandung wäre alles andere als gut für das Baby. Zudem würde ich keine weitere Fehlgeburt verkraften. *O Gott. Ich kann es noch immer nicht glauben. Es hat geklappt, wir bekommen ein Baby!* Ich sollte mich zurückhalten, kann es aber nicht. Nach all den Jahren scheint unser Traum endlich in Erfüllung zu gehen. Erst vor einem der Personenaufzüge bleibe ich stehen. Olivers Büro liegt im obersten Stock des Hotelkomplexes. Das Beaumont Blue Plaza in Oslo ist sein ganzer Stolz. Mit der gläsernen Fassade wirkt es zwischen den hochragenden Gebäuden am Südufer wie ein übergroßer Diamant. Auch Oliver liebt die Aussicht aufs Meer. Darum hat er sein Büro nach oben verlegt. Ein Hauch von Wehmut durchzieht mich und hinterlässt zwischen der fieberhaften Freude ein dumpfes Gefühl. Früher kamen wir schon vor Sonnenaufgang her und meist verließen wir das Hotel wieder, nachdem die letzten Lichtstrahlen am saphirblauen Horizont versanken. *Früher:*

Das war nach der Eröffnung vor fast vier Jahren und bevor wir uns auf diesen niederschmetternden Hindernislauf begaben. Hoffen. Bangen. Fallen. Ein Gefühlschaos, das seit dem ersten Versuch mein ständiger Begleiter ist. Für mehrere Atemzüge überkommt mich ein unbehagliches Gefühl. Damals schien alles leicht. Wir arbeiteten, weil wir es gern taten. Weil es unser Ding war. Unsere Erfüllung. Na gut, vielleicht mehr Olivers als meine. Gleichwohl machte es mir nichts aus, dem Mann, den ich liebe, den Rücken freizuhalten. Ich ging in meiner Rolle als seine Assistentin auf und hängte mich nach den Fehlschlägen nur noch mehr rein. Doch ganz gleich, wie krampfhaft ich nach Ablenkung suchte, die Arbeit konnte die Sehnsucht nach diesem Herzenswunsch nie lindern.

Voller Hoffnung drehe ich mich auf der Treppe um und betrachte den im Nachmittagsgold liegenden Hafen. Ich liebe das umtriebige Getümmel, den wöchentlichen Markt, wenn die Segeljachten und Fischkutter ablegen oder am Abend eines der prächtigen Kreuzfahrtschiffe anlegt. Obwohl ich bis auf eine Fahrt auf einer Fähre noch nie auf einem Schiff war, wecken vor allem die kleineren Jachten ein Gefühl von Freiheit in mir. Wie es wohl sein mag, einfach davonzusegeln und am nächsten Tag an einem anderen Ort aufzuwachen? Seufzend gehe ich die letzten Stufen empor. Nun wird sich einiges ändern. Oliver ist bereits seit zwei Wochen hier. Eigentlich sollte ich erst morgen ankommen, aber nach dieser wundervollen Nachricht konnte ich nicht länger warten und fuhr direkt zum Flughafen. Denn diese Neuigkeit ist nichts fürs Telefon. Ich möchte sie mit ihm teilen, so wie den alkoholfreien Champagner, den ich in einem der Flughafenshops erstanden habe und in meiner Umhängetasche von Louis Vuitton mitsamt dem cremefarbenen Spitzen-BH und -Höschen verstecke. Der goldene Stoff der Tasche, ein völlig überteuertes Weihnachtsgeschenk von Oliver, funkelt mir verhängnisvoll entgegen und bringt einen Gedanken zum Vorschein, der mir in den vergangenen Monaten immer wieder kam. *Mit Geld kann man sich nicht alles kau-*

fen. Kann man nicht. Aber es verhalf uns zu sechs Versuchen. Und dafür bin ich dankbar. Genauso wie für den spontan ergatterten Platz im Flugzeug. Da fällt mir ein, dass ich vergessen habe, den morgigen Flug bei Paul, unserem Piloten, abzusagen. Das werde ich später nachholen. Nur gut, dass wir in allen Hotels eine Grundgarderobe deponiert haben. Das macht es uns möglich, bei Problemen schnell vor Ort zu sein, ohne übers Packen nachzudenken. Ich sehe an mir hinab und grinse. Bald werde ich ohnehin neue Kleider benötigen.

Die auf Hochglanz polierte Edelstahltür des Personenaufzuges schließt und ich kann meine Freude kaum mehr zügeln. Mir ist bewusst, dass es keine hundertprozentige Sicherheit ist, aber wir haben die ersten sechs Wochen geschafft, was deutlich länger ist als bei den vorherigen Befruchtungen. Noch ein Grund, um unseren Kinderwunsch optimistisch entgegenzublicken. *Endlich wird alles gut.* Zufrieden lehne ich mich an die kühle Rückwand und lausche dem sanften Surren, das die gleitende Fahrt durch die unzähligen Stockwerke unterstreicht. Bunte Bilder tanzen vor meinen Augen, während ich mir ausmale, wie Oliver und ich durch Möbelhäuser schlendern und das Kinderzimmer in unserem Haus in Deutschland einrichten. Der Aufzug wird langsamer und hält im obersten Stock. Zügig gebe ich den Code ein, damit sich die Tür öffnet. Denn für Hotelgäste ist dieser Bereich gesperrt und nur ausgewählte Personen haben den Zugangscode. Die Tür schiebt leise zur Seite und ich haste durch den Vorraum zu Olivers Büro. Ich habe nicht darüber nachgedacht, ob das Meeting bereits beendet ist. Aber der lang gezogene Tisch mit den unzähligen Stühlen glänzt so fein säuberlich in der Mittagssonne, als wäre er zumindest in den vergangenen Stunden nicht benutzt worden. Eine Tatsache, die mich stutzig machen sollte. Die ich wegen der Aufregung aber verdränge. *Vielleicht waren sie schon früher fertig. Umso besser.* Dann kann ich jetzt in Ruhe mit ihm reden. Oliver wartet genauso ungeduldig auf die Nachricht wie ich. Wer weiß, womöglich hat er den Herrschaften Dampf ge-

macht und sitzt bereits auf glühenden Kohlen vor dem Telefon und wartet auf meinen Anruf. Beim letzten Versuch hat er unser Wohnzimmer mit bunten Frühlingsblumen und Luftballons dekorieren lassen. Sogar einen riesengroßen Plüschbären hatte er besorgt. Was er sich wohl diesmal hat einfallen lassen, um mich zu überraschen?

In meiner überschwänglichen Hektik vergesse ich zu klopfen und stürze geradewegs zur Tür rein.

»Oliver, du wirst es nicht glauben ...« Mitten im Satz breche ich ab. Genauso schnell wie die Worte erlischt die Freude in meinem Herzen und ich stoppe so abrupt, als wäre ich gegen eine unsichtbare Scheibe gerannt.

Ein lang gezogenes Stöhnen durchflutet den Raum. Hallt in meinen Ohren nach, als wäre es ein niemals enden wollendes Echo. Ungläubig blicke ich in die glasigen Augen meines Mannes, der gerade in einer vollbusigen blonden Skandinavierin, die bäuchlings auf seinem Schreibtisch liegt, gekommen ist.

»Eli«, stammelt er heiser, ohne ihre Hüften loszulassen. Beinahe so, als bräuchte er diesen Halt. Als bräuchte er ihren Halt.

Diese drei Buchstaben, die so hitzig klingen, als hätte ich ihn soeben zum Höhepunkt gebracht, fühlen sich neben dem plötzlichen lärmenden Rauschen in meinen Ohrmuscheln wie ein viel zu schriller Alarmton an. Meine Beine verwandeln sich in Wackelpudding, während ich taumele und den Rückzug antrete.

»Eli, warte!«, ruft Oliver, der seine Fassung als Erstes wieder zurückgewinnt und sich nun doch von der Dame unter ihm lösen kann.

Die Kraft in meinen Muskeln kehrt schlagartig zurück und ich habe nur eines im Sinn – Flucht. Hektisch hetze ich zum Fahrstuhl, dessen Tür sich sofort öffnet. Glücklicherweise ist er noch da. Mit einem Satz springe ich hinein und drücke auf den Schalter, um die Tür schneller zu schließen.

Augenblicklich fühlt sich der kleine Raum an wie ein Gefängnis und das Gefühl der Ohnmacht überfällt mich erneut. Erschöpft lehne ich mich an die kühle Wand und kneife die Au-

gen zusammen. Doch das Bild meines Mannes, sein Blick, und die Frau auf seinem dunklen Mahagonischreibtisch tauchen sofort wieder auf. Tränen schießen mir in die Augen, doch ich dränge sie zurück und grüße freundlich, als ein älteres Ehepaar im nächsten Stockwerk zusteigt. Ungeduldig kauere ich in der Ecke. Bete, dass nicht noch mehr Gäste die Fahrt nach unten unterbrechen. Dass ich hier wegkomme und mich irgendwo verkriechen kann. *Verdammt, Oliver! Warum hast du das getan?* Ich verstehe es nicht. Wir haben doch erst letztes Jahr kirchlich geheiratet. Versuchen, ein Kind zu bekommen. Und er ... Ich balle meine Finger zu einer Faust und presse sie an den Mund, um ein Schluchzen zu unterdrücken. *Nicht hier. Nicht jetzt.* Ich werde erhobenen Hauptes aus dem Gebäude gehen. Komme, was wolle. *Doch wo gehe ich nur hin?* Nach Hause? Nein! Ich kann nicht in unser Apartment und auch nicht in unser Haus nach Deutschland. Dort würde er mich zuerst vermuten. Zu Mum und Dad nach England? Keine gute Idee. Die haben sowieso keine Zeit. Das war schon früher so. Immerzu stand deren Hotelkette Garcia Inn im Vordergrund. Cati, meine große Schwester, und ich sind nur irgendwie nebenher gelaufen. Deshalb habe ich mir geschworen, immer für meine Kinder da zu sein, sollte ich jemals welche bekommen. Ganz gleich, was ist oder in welcher beruflichen Phase ich mich befinde. Nichts würde wichtiger sein als die Familie. Als Oliver und die Kinder. *Oliver ...*

Wenige Minuten später ist es so weit. Die Türen öffnen, ich quetsche mich an den Mitfahrern vorbei und renne durch die fast menschenleere Lobby. Der Rezeptionist am Empfang sieht mir skeptisch hinterher, sagt aber nichts. Am Eingang stoße ich beinahe mit einem Pagen und dem übergroßen Gepäckwagen zusammen, den er schwungvoll ins Rollen bringt.

»Entschuldigung«, rufe ich und renne blindlings die unzähligen Stufen hinunter. »Eli!«, höre ich abermals und ich hetze gedankenlos über die weitläufige Einfahrt, in Richtung Straße. Am Grünstreifen mache ich halt. Blicke zurück und sehe, wie

Oliver schwer atmend an den Treppen steht und sich suchend umsieht. Offenbar hat er das Treppenhaus benutzt.

Mist! Wohin? Ich starre den Fußweg entlang und habe keine Ahnung, in welche Richtung ich rennen soll. Die Antwort kommt in Form von Hupen. *Hauptstraße!* Der mehrspurige Verkehr jagt mir zuerst Angst ein. Es sind so viele Autos. Doch als ich Olivers Stimme erneut vernehme, renne ich blindlings los.

Reifen quietschen. Lautstarkes Fluchen dringt aus den geöffneten Seitenfenstern, gefolgt von einem dröhnenden Hupkonzert, das das geschäftige Treiben durchflutet. Aber ich ignoriere alles. Sprinte über den Grünstreifen hinunter zum Hafen. Stolpere über die quadratischen Betonplatten der Anlegestelle und rappele mich gleich wieder auf. *Ich will nicht mit ihm reden.* Mir muss schnell etwas einfallen. Mein Knie schmerzt, Blut tritt aus der Schürfwunde und fließt am Schienbein entlang. Ich humpele mehr, als dass ich renne. Weit werde ich es so nicht schaffen. Zumindest nicht, ohne von ihm eingeholt zu werden. Atemlos sehe ich mich um. Das Verkehrschaos hat sich beruhigt, aber Oliver hat es bis zur Straße geschafft. Allein sein Anblick löst einen Würgereiz in mir aus. *Weiter. Ich muss weiter. Egal wohin. Hauptsache weg. Weg von ihm.* Mir bleiben nur zwei Möglichkeiten. Die Fahrbahn entlangrennen oder mich bei den Booten verstecken. Aufgrund der Schürfwunde an meinem Knie entscheide ich mich für Letzteres. Einige der Jachten haben gleich in den frühen Morgenstunden abgelegt, was die Versteckmöglichkeiten enorm eingrenzt. Vollkommen aufgewühlt stürze ich den Steg entlang. Haste zu den hinteren Segeljachten, von denen eine nicht direkt am Steg liegt, sondern in einiger Entfernung ankert.

Ohne lange nachzudenken, steige ich auf die nächstgelegene Jacht. Glücklicherweise scheint niemand da zu sein. Doch das wäre zu einfach. Und vermutlich auch strafbar. Oliver erwischt mich, wenn ich hierbleibe. Also gehe ich zur Mitte und klettere über die nah beieinanderliegenden Relings auf das nächste Segelboot.

Von Weitem wird mein Name gerufen, was mich dazu veranlasst, das Boot nebenan zu betreten. »Eli! Hast du den Verstand verloren?«, brüllt er.

Zeitgleich setze ich zum Sprung an. Rutsche ab und stürze zwischen den Segelbooten ins Wasser. Die Kälte des Wassers nimmt mir für einen Moment die Luft zum Atmen. Wild rudere ich mit den Armen und strampele mit den Beinen, um an die Oberfläche zu gelangen. Das Salzwasser brennt in der offenen Wunde, doch der Schmerz ist längst nicht so groß wie die Verletzung durch Oliver.

»Eli! Lass uns darüber reden.«

Darüber reden. Am Anfang unserer Beziehung haben wir über absolute No-Gos gesprochen. Fremdgehen war ein Punkt. Für mich ist das der größte Vertrauensbruch. Oliver weiß das. *Trotzdem hat er es getan.* Aber warum nur? Wir hatten einen Traum. Einen gemeinsamen Wunsch, für den wir seit Jahren kämpfen. Und nun? Weshalb wirft er das alles weg? Wieso jetzt, so kurz vor dem Ziel? Erneut kämpfen sich Tränen hoch und wieder halte ich sie zurück.

Panisch schwimme ich zu dem abgelegenen Boot. Oliver kann nicht schwimmen. Er wird mir nicht folgen. Nicht einmal, wenn er es wollte. Er würde auf der Stelle untergehen wie ein Sack Zement.

Wider Erwarten schaffe ich es, bis zum Segelboot die Luft anzuhalten. Vorsichtig tauche ich auf und schwimme auf die andere Seite. Denn dort kann Oliver mich vom Ufer aus nicht sehen. Hier werde ich warten, bis er verschwindet, und ich hoffe, dass dies bald passieren wird. Während der Wille, nicht zu ihm zurückzugehen, mich weiter antreibt, durchzuhalten, fühlen sich meine Arme in der Eiseskälte der Nordsee allmählich taub an.

»Was wird das?«, herrscht mich eine raue Stimme in perfektem Englisch an und ich verliere kurzzeitig meinen Paddelrhythmus, gehe unter und schlucke Wasser.

Hustend tauche ich auf, blinzele einem Mann entgegen, der kaum älter als ich zu sein scheint. Die Spitzen seines welligen,

blond gesträhten Haares erreichen nur knapp die Schultern. Verwuschelt von der milden Brise verleiht es ihm etwas verbotenen Abenteuerliches.

»Hey! Du da drüben!« Oliver brüllt jetzt ebenfalls auf Englisch den Unbekannten an, der sich prompt zu ihm umdreht, und ich unterdrücke den Hustenreiz. »Hast du meine Frau gesehen?«

Der Fremde zieht eine Augenbraue hoch und blickt skeptisch aus dem Augenwinkel zu mir hinab. Glücklicherweise steht er so, dass Oliver dies nicht sehen kann.

Kopfschüttelnd forme ich ein Tonloses *bitte nicht* mit den Lippen.

»Hey! Hast du sie gesehen?« Oliver gibt nicht auf und ich schlucke gegen meine Panik an. Ich will nicht mit ihm reden und hoffe inständig, dass der Typ dichthält.

»Nein«, brummt der Unbekannte, so tief, dass es mir eine Gänsehaut verpasst. Womöglich liegt es auch nur an der Kälte, die mich unnachgiebig weiter auskühlt.

Der Mann wendet sich ab und entfernt sich von mir.

Gott sei Dank. Erleichtert atme ich auf, als ich weitere Stimmen vernehme. Oliver scheint sich mit einem Pärchen zu unterhalten.

»Hast du vor, ewig im Wasser zu bleiben?«, fragt der Typ, der wieder an der Reling auftaucht und zu einer Leiter deutet.

Hastig schüttele ich den Kopf und schwimme zum Ausgang. Mit einem dumpfen Gefühl klettere ich an Bord. Ich kenne ihn nicht. Trotzdem habe ich in dieser Sekunde weniger Angst vor dem, was passiert, wenn ich mich auf dieser Jacht aufhalte, als davor, an Land und zu Oliver zurückzukehren. Also gehe ich in die Knie und verstecke mich, damit mein treuloser Mann mich nicht doch noch entdeckt.

»Hier.« Überraschend taucht mein Retter vor mir auf und reicht mir ein Handtuch.

Dankend nehme ich es entgegen und wickele es um meine Schultern. Die leichten Böen fühlen sich eisiger an als zuvor.

In geduckter Haltung starre ich auf zwei nackte Füße. Ob er erst aufgestanden ist? Wobei sein Outfit eher an das eines Surfers erinnert. Froschgrüne Badehose und grau meliertes T-Shirt. Vielleicht war er schwimmen. Als er meinen Blick einfängt, schaue ich schnell weg. Es ist mir unangenehm, ihn so lange anzusehen. Andererseits bin ich dankbar, dass er dichthält und mich Oliver nicht auf einem Silbertablett präsentiert. Mein Blick streift über das Deck. Alles ist ordentlich und der Boden glänzt, als wäre er vor Kurzem geschrubbt worden.

»Ist noch jemand hier?«, hake ich vorsichtig nach.

»Außer dir und mir?« Wieder mustert er mich mit diesem merkwürdigen Ausdruck, während mich seine kristallblauen Augen zu durchbohren scheinen. »Ich segele allein«, erwidert er ruhig, setzt sich mir gegenüber auf die Bank nahe dem Steuer und zieht Turnschuhe an. »Und das wird auch so bleiben. Ich lege in zehn Minuten ab. Bis dahin bist du verschwunden«, lässt er mich wissen, erhebt sich und beginnt mit den Vorbereitungen.

Abermals überfällt mich eine stille Beklemmung. *Verschwinden*. Genau das war mein Plan. Aber jetzt sitze ich auf diesem Boot mit einem mürrischen Kerl fest, während am Steg immer mehr Menschen auftauchen und nach mir suchen.

»Wovor rennst du davon?«, fragt er, beugt sich mir entgegen und schielt an mir vorbei in Richtung Steg, wo die Antwort aufgebracht mit den Armen fuchtelt. Als ich mich nicht rühre, fragt er weiter. »Hast du eine Bank überfallen?«

Was?! Der hat sie doch nicht alle. »Nein!«, erwidere ich empört.

»Was hast du dann verbochen?« Seine Fragen gleichen einem Verhör und ich merke, wie seine barsche Art mich einschüchtert.

»Ich habe überhaupt nichts *verbochen*«, schmettere ich zornig zurück.

»Klar, darum sucht jetzt sogar die Security den Steg ab.« Die Verachtung in seinen Worten ist kaum zu überhören und mit ei-

nem Mal fühle ich mich noch miserabler. »Was kommt als Nächstes? Die Polizei? Das SEK?«

Bitte? Abermals drehe ich mich um und schiele hinter meinem holzvertäfelten Sichtschutz hervor. »Die beiden Männer gehören zu unserem Sicherheitsdienst«, murmele ich kaum hörbar. All dieser Aufwand, nur um mich zu finden. Dabei war ich Oliver vor einer halben Stunde, zumindest vermute ich, dass inzwischen so viel Zeit vergangen ist, egal.

»Fünf Minuten«, informiert mich mein vorübergehender Retter und erhebt sich.

»Nimm mich mit. Bitte«, bettele ich verzweifelt, was ihm ein kurzes Auflachen entlockt.

»Vergiss es.«

»Aber ...«

»Nichts aber.«

Ich beiße mir auf die Unterlippe und halte seinem ablehnenden Blick stand.

»Drei Minuten.« Energisch stapft er die Stufen hinunter.

»Eliiii!«

Mittlerweile hat sich der Steg weiter gefüllt.

Bei dem Anblick all der nach mir suchenden Menschen schnürt sich mir die Kehle zu. *Ich kann nicht zurück.* Flink folge ich dem Jachtbesitzer unter Deck und bleibe erstaunt im Innenraum stehen. Ich war noch nie zuvor auf einem Boot. Habe sie bisher immer aus der Ferne beobachtet oder bei unseren Abendspaziergängen am Hafen gesehen. Es ist geräumiger als erwartet. Die helle Eichenvertäfelung strahlt mit den anthrazitfarbenen Elementen um die Wette. Beinahe samtig funkelt mir der dunkle Stoff, mit dem die Sitzecke bezogen ist, entgegen. Sogar eine Kochnische gibt es und hinter der Tür neben mir befindet sich vermutlich die Toilette.

»Sagte ich nicht, du sollst verschwinden?«

Erschrocken fahre ich herum und zwei erzürnte Augen fixieren mich unnachgiebig. So sehr er meine Anwesenheit ablehnt, sehe ich den Widerspruch in seinem Blick.

»Ich muss nach Schottland«, platzt es kopflos aus mir heraus. Keine Ahnung warum, aber ich wüsste nicht, wohin ich sonst könnte. An die Nordküste Schottlands zu fahren, zu Caitlin, meiner Schwester, erscheint mir sinnvoll. Noch dazu wird es mit dem Boot eine Weile dauern. Was mir wiederum Zeit verschafft, um über alles nachzudenken. Zudem ist es weit genug entfernt von Oslo und Deutschland, unserem eigentlichen Wohnsitz – und Oliver.

»Hat er dich geschlagen?«, fragt mein Gegenüber nun eine Spur sanfter.

Bitte? Schockiert sehe ich ihm in die Augen und stocke. Das würde Oliver niemals tun. *Das dachtest du vom Fremdgehen auch.* »Nein«, antworte ich flüsternd und lasse den Kopf hängen, als hätte ich soeben meinen Mitfahrerschein verloren.

»Was ist dann das Problem?«

Oliver ist das Problem und das, was er getan hat. Allein der Gedanke an die Szene in seinem Büro löst einen erneuten Würgereiz aus. Doch wie alles andere unterdrücke ich ihn. »Das ... spielt keine Rolle«, presse ich hervor und kämpfe gegen den Drang, auf der Stelle in Tränen auszubrechen.

Skeptisch, mit einem Hauch Mitleid, blickt er mich an. Für einen Moment scheint es, als denke er nach. Aber dann zertrümmert er die aufkeimende Hoffnung mit einem übergroßen Klöppel. »Wie ich schon sagte. Ich segele allein.« Er dreht sich um und verschwindet in der Kabine, aus der er soeben gekommen ist.

Doch ich lasse nicht locker. Das Getümmel im Hafengebiete nimmt nicht ab. Unentdeckt werde ich hier nicht herauskommen. Es sei denn, ich kann meinen abweisenden Retter davon überzeugen, mich mitzunehmen. »Kannst du keine Ausnahme machen?«

»Ich segele nicht mit Frauen«, feuert er zurück und der raue Tonfall seiner Worte hinterlässt kurzzeitig weitere Stiche auf meinem zitternden Körper. Dann fällt es mir ein. *Frauen an Bord bringen Unglück.* »Bist du abergläubisch?«

»Sehe ich aus wie ein verdammter Pirat?«

Nun muss ich schmunzeln. »Nein, das tust du nicht.« Ich sehe an ihm herab. Die dunkelblaue Wind- und Regenjacke, die er inzwischen übergezogen hat, bringt den kristallblauen Anteil seiner Augen noch deutlicher zum Vorschein. »Eher wie ...« *Ein ausgeglichener Jack Sparrow*. Unerschrocken, stark und unglaublich attraktiv.

»Eher wie ... was?« Für einen Moment mustert er mich skeptisch und ich befürchte, er zerrt mich an Deck und schubst mich höchstpersönlich von seinem Boot.

»Eher wie ... ein ehrbarer Skipper, der einer Dame in Not hilft«, rette ich mich aus dieser unbehaglichen Situation und spüre, wie die Wärme zumindest in meine Wangen zurückkehrt.

»Ehrbar ...«, wiederholt er mit einem verächtlichen Zischen, das seinem hilfsbereiten Handeln in allem widerspricht.

»Du hast dichtgehalten, mich aus dem Wasser geholt und mir ein Handtuch gegeben«, zähle ich auf, um das Gespräch am Laufen zu halten. »Das hätte nicht jeder getan.«

»Das ist nicht ehrbar«, erwidert er mürrisch und schlägt die Schranktür eine Spur zu hart zu. »Meinetwegen kannst du das Handtuch behalten, aber bitte geh jetzt.«

»Ich bezahle dich dafür«, sage ich hastig und krame in der Louis Vuitton nach dem Geldbeutel, der wie alles an mir völlig durchnässt ist. Womöglich segelt er in die andere Richtung. Doch selbst wenn es so wäre, alles ist besser, als Oliver in die Hände zu laufen oder auf dieser verdammten Halbinsel zu bleiben.



Kapitel 2

Jayden

Tropfnass hält mir die junge Frau einige Scheine hin. »Mehr habe ich nicht dabei.«

Kopfschüttelnd weise ich ihr Angebot ab und ärgere mich sogleich darüber, sie an Bord geholt zu haben. Was habe ich mir nur dabei gedacht? Nichts. Überhaupt nichts. Eine junge Frau, die vor ihrem Liebhaber flüchtet und sich deshalb sogar in die kühlen Fluten stürzt. *Das muss ernst sein. Oder sie ist durchgeknallt.* Wobei ihre penible Hochsteckfrisur, das hochgeschlossene schwarze Kleid und die Stiefeletten nicht zu einer Wahnsinnigen passen. Mein Blick streift den ihren, ehe ich den Kerl von Neuem aus der Ferne betrachte. Noch immer geht er wie ein aufgeschrecktes Huhn den Anlegeplatz auf und ab. Er sieht nicht aus wie ein Gewalttäter, der Frauen schlägt. Eher wie ein stinkreicher Schnösel. Ein Geschäftsmann durch und durch. Und das strahlt seine kompromisslose Art in diesem Moment auch aus. Wer weiß, vermutlich hat sie ihn mit seiner Sekretärin erwischt. Zumindest lässt sein halb zugeknöpftes und schlampig aus dem Hosenbund heraushängendes Designerhemd und die fehlende Krawatte darauf deuten. Wie auch immer. Das geht mich nichts an. Genauso wenig wie die Kleine vor mir.

»Im nächsten Hafen hole ich mehr«, verspricht sie, macht einen Schritt zur Seite, kramt erneut in ihrer Tasche und

stellt eine Flasche mit überteuertem Fussel auf den Tisch neben sich. »Wenn du mir sagst, was du bekommst, bezahle ich im Voraus. Aber bitte ... schick mich nicht da raus.«

Verflucht, wie ich das hasse! Wie soll man da nur Nein sagen? Keine Frau auf die Segeljacht zu lassen ist eine Sache, mit der ich seither nicht gebrochen habe. Allerdings habe ich Probleme damit, jemandem nicht zu helfen. Selbst wenn mir egal sein sollte, was mit ihr geschieht, ist es das nicht. Kurz befürchte ich, sie bricht jeden Augenblick vor mir zusammen. Ihr zierlicher Körper schlottert noch immer. Wobei ich mir nicht sicher bin, ob es an der klatschnassen Kleidung liegt oder der Angst vor ihrem Mann. Vereinzelte dunkelblonde Haarsträhnen haben sich aus dem hochgebundenen Dutt gelöst, kräuseln sich leicht und hängen ihr locker ins Gesicht. *Scheiße, die Kleine ist heiß.* Ein Grund mehr, sie davonzuscheuchen.

»Schottland ...«, wiederhole ich und sehe sie direkt an.

Sie nickt eifrig und ihr erwartungsvoller Blick macht es mir unmöglich, ihre Bitte auszuschlagen. Die Richtung passt nicht. Schießt über mein Vorhaben sogar hinaus. Andererseits habe ich mir keine großen Gedanken über den nächsten Törn gemacht. Ich habe mir ja nicht einmal über das Jetzt Gedanken gemacht. Nach der Jachtüberführung von Helsinki nach Oslo wollte ich an der Küste Norwegens entlangsegeln. Ich liebe das Einhandsegeln und die Stille, vor der sich so viele fürchten. Die Horizon und ich sind ein eingespieltes Team und nach derartigen Überführungen und mehreren Tagen mit einer fünfköpfigen Crew ist es genau das, was ich brauche. Ruhe und meine Freiheit.

»Wir segeln nach Åsgårdstrand. Dort wirst du von Bord gehen.« Das ist ein guter Kompromiss, finde ich, um meinen Gewissensbissen gerecht zu werden. Dann startet mein Alleingang eben einige Stunden später. Ich muss ohnehin diverse Besorgungen machen und tanken könnte ich dort auch.

Man sieht ihr die Erleichterung an und mit einem Mal wirkt sie, als wäre ein Container voller Last von ihr abgefallen. Jedoch nur kurzzeitig. »Åsgårdstrand? Das hört sich nicht wirklich schottisch an ...«, beginnt sie, doch ich unterbreche ihren Protest.

»Meine Jacht, meine Regeln«, stelle ich ein wenig zu harsch klar. »Dort gibt es Fähren, die dich ans dänische Festland bringen oder du buchst einen Flug nach Schottland.« Beides ginge schneller, als zu segeln. »Falls dir das nicht passt, kannst du gleich aussteigen.«

Erschöpft starrt sie zu Boden und nickt ohne Widerworte. »Åsgårdstrand ist ... perfekt. Danke.« Ihr geräuschvolles Schlucken frisst sich ein weiteres Mal durch meine selbstauferlegte Härte. Dennoch halte ich daran fest. Immerhin habe ich ihretwegen Regel Nummer eins gebrochen oder sagen wir, etwas abgeschwächt. *Wenn ich ein Arsch wäre, hätte ich sie längst verpöffelt.* Trotzdem hinterlässt die Entscheidung, sie mitzunehmen, ein bitteres Gefühl.

Ich zeige auf die Platzwunde an ihrem Knie und erhalte ihre Aufmerksamkeit zurück. Die Blutung ist schwächer geworden. Die roten Rinnsale versiegen in der dunklen Nässe ihrer Schuhe. »Zuerst kümmern wir uns darum.« Ich deute ihr an, in die Kajüte nebenan zu gehen, und hole Verbandszeug und trockene Klamotten aus der meinen.

»Hast du ... weitere Verletzungen?«, frage ich, bleibe in der Tür stehen und reiche ihr die Sachen.

»Nein. Er ... Oliver ... ist nicht handgreiflich geworden, falls du das meinst«, stammelt sie und weicht meinem Blick erneut aus.

»Na schön ...«

»Ashley«, kommt sie mir zuvor.

»Ash«, ich kürze ihren Namen absichtlich ab, um sie zu provozieren und mir einen Grund zu liefern, sie rauszuwerfen. Doch alles, was sie mir entgegenbringt, ist Zurückhaltung und pure Dankbarkeit. »Ich mache die Leinen los und gebe dir Be-

scheid, sobald wir außer Sichtweite sind. So lange kannst du dich umziehen und nach deinem Knie sehen, ehe du den Boden weiter voll blutest.«

Wieder antwortet sie mit einem stummen Nicken.

»Warte! Wie ist dein Name?«, fragt sie zaghaft, als wäre es ein Verbot oder eine unausgesprochene Regel, die sie bricht.

»Den«, erwidere ich knapp. Räuspere mich und schiebe »Jayden« hinterher, ehe ich den Niedergang emporsteige. Freunde und Familie nennen mich Jay oder Den. Doch sie ist nur eine Fremde, die ich bald nie wieder sehen werde.

Wir haben den Hafen längst verlassen, als ich erneut auf die Uhr sehe. In der vergangenen Stunde habe ich Ashley zweimal Bescheid gegeben. Die Wände sind so dünn, dass sie mich unmöglich überhört haben kann. Trotzdem rührt sie sich nicht.

Wir fahren den Oslofjord entlang, während auf der viel befahrenen Wasserstraße Kreuzfahrtschiffe, Frachtschiffe und Tanker unseren Weg kreuzen. Im Sommer lebt der Fjord von Booten und Badegästen, die sich im Wasser und an den unzähligen Meeresarmen und Badestränden tummeln. Früher habe ich die freien Tage gerne dort verbracht. Heute ziehe ich ruhigere Buchten jenseits des Tourismus vor.

Allmählich beginne ich mir Sorgen zu machen, stelle auf Autopilot um, und sehe kurzerhand nach ihr. Ich hätte nicht nachgeben dürfen und sie gleich davonjagen sollen. Wer weiß, womöglich ist sie gänzlich durchgeknallt, schlitzt sich die Pulsadern auf oder was weiß ich. *Oder sie ist einfach nur erschöpft und völlig verängstigt. Scheiße!* Der Kerl hat sie dazu gebracht, ins Meer zu springen. Da gehört schon eine Menge dazu. Ohne zu fackeln, klopfе ich an die Tür.

Sie antwortet nicht.

Ich klopfе erneut. Diesmal stärker. »Ash?«

Wieder nichts.

»Ich werde jetzt reinkommen«, warne ich sie vor und ernte wie zuvor Schweigen. Mit einem unguuten Gefühl drücke ich

die Klinke nach unten und öffne die Tür. Die Kajüte bietet kaum Platz für zwei und die halb offene Tür stößt prompt an etwas, das am Boden liegt. Inständig bete ich, dass meine erste Vermutung nicht wahr geworden ist. Doch als ich mich durch die schmale Öffnung quetsche, sehe ich das Verbandsmaterial auf dem Bett und Ashley am Boden. Ich stürze zu ihr, suche nach Blut oder einem Grund, weshalb sie hier liegt. Taste an ihrem Handgelenk nach dem Puls und atme erleichtert aus, als ich ihn spüre. Dabei fällt mir auf, dass sie noch immer die nasse Kleidung trägt.

»Ashley?« Behutsam streiche ich ihr die feuchten Haarsträhnen aus dem Gesicht. Ein angenehmes Kribbeln durchfährt meinen Körper, als meine Fingerspitzen ihre zarte Haut berühren. Rasch ziehe ich sie zurück. Es ist lange her, dass ich eine Frau auf diese Weise berührt habe, selbst wenn ich es gerade ohne jeglichen Hintergedanken getan habe. Ich betrachte die gleichmäßigen Gesichtszüge. Ihr panischer und angespannter Ausdruck ist einem entkrampften gewichen. Der Rest ihres Make-ups ist verlaufen und färbt die bleichen Wangen mit dunklen Rinnsalen. *Sie hat geweint.* Vorhin war nichts verschmiert. Wieder frage ich mich, was der Typ ihr angetan hat. Schnell verscheuche ich den Gedanken. *In Åsgårdstrand wird sie gehen.* Dann ist sie nicht mehr mein Problem. Sich in Sachen einzumischen, hat mich an diesen Punkt gebracht. Dieses Einsiedlerleben auf der Jacht habe ich nicht ohne Grund gewählt. Mittlerweile gefällt es mir sogar besser als mein vorheriges Leben. Darum muss ich Ashley loswerden. So schnell wie möglich.

»Hey, Ash«, sage ich mit Nachdruck und rüttele leicht an ihrer Schulter. Ob sie gestürzt ist? *Nein, den Schlag hätte ich gehört.*

Stöhnend blinzelt sie. »Sind wir schon da?«, fragt sie benommen, richtet sich blitzartig auf und zieht ihre Knie samt der feuchten Umhängetasche ganz dicht an ihren Oberkörper, als sie mich so nahe vor sich entdeckt.

Wenigstens hat sie sich um die Wunde an ihrem Knie gekümmert. »Nein. Wir haben noch ein paar Stunden vor uns, aber du solltest aus den nassen Sachen raus.«

Sie presst die Lippen aufeinander und nickt.

»Die Toilette ist nebenan«, lasse ich sie wissen und gehe wieder an Deck.



Kapitel 3

Ashley

Langsam kehrt die Wärme in meine Gliedmaßen zurück. Mein Körper fühlt sich steif und fremd an. Ich ziehe mich bis auf die Unterwäsche aus und schlüpfte in die trockene Kleidung, die Jayden mir gegeben hat. Die Hose liegt so locker um meine Hüften, dass sie selbst mit der engsten Einstellung des Gürtels noch leicht rutscht, aber wenigstens ist sie schön warm. Dann krempele ich die Hosenbeine nach oben, schlüpfte in das zwei Nummern zu große T-Shirt und ziehe den Hoodie über. Er ist schwarz mit einer neongrünen Aufschrift auf der Rückseite.

Leben ist wie Segeln: Man kann Wetter und Wasser nicht ändern, aber man kann immer das Beste daraus machen.

Das Beste daraus machen. Sorgenfalten kräuseln sich auf meiner Stirn und erinnern an den Grund meines Abhauens. Matt sinke ich auf das beige Laken mit den schwarzen und grauen Spiralen und betrachte mich in dem schmalen Spiegel, der am Schrank hängt. Meine Wimperntusche hat sich großzügig auf den Wangen verteilt und die feuchten Haare fallen leicht verstrubbelt über meine Schultern. Mit den Fingern entwirre ich das Chaos auf meinem Kopf, nehme das Haargummi vom Handgelenk und flechte meine Haare seitlich zusammen. Für Sekunden betrachte ich mein Spiegelbild. Die junge Frau, die

mir mit verquollenen Augen entgegenblickt, wirkt fremd. Ich öffne den Zopf, binde meine Mähne zu einem Dutt und fühle mich sogleich etwas wohler. Trotzdem erkenne ich mich kaum wieder. Wo ist es hin, dieses sorgenfreie Lachen, die Abenteuerlust auf das Leben mitsamt ihrer Unerschrockenheit? Schlagartig komme ich mir vor wie der langweiligste Mensch auf Erden. Tag für Tag binde ich meine Haare zu einem Dutt. Genauso wie ich in eines dieser Businesskleider schlüpfte oder in einen Hosenanzug. Ich erinnere mich nicht daran, wann ich zuletzt eine Jeans trug oder mit Turnschuhen vor die Haustür ging, abgesehen vom Sport. Oder wann ich etwas für mich getan habe, außer in Arbeit zu versinken, um den ständigen Druck, dass es diesmal mit der Befruchtung klappen muss, einigermaßen von mir fernzuhalten. Rasch vertreibe ich die wirren Gedanken. Woher auch immer sie kommen mögen, jetzt fühle ich mich noch erbärmlicher als davor. Dabei sollte ich mich freuen. Kann es aber nicht. Reiner Selbstschutz. Fünf Mal habe ich gehofft und jedes Mal bin ich tiefer gefallen als zuvor. Dieses Mal muss ich da allein durch. Es gibt niemanden, der mich auffängt. Wobei beim letzten Mal auch nicht wirklich jemand für mich da war. Kaum kannte Oliver das Ergebnis, musste er zu einem dringenden Termin nach Oslo. *Ob er zu ihr gegangen ist?* Ich schlucke hart. Die Erkenntnis zieht mir erneut den Boden unter den Füßen weg. Während sich um mich dieses verworrene Netz aus Fragen und Mutmaßungen weiter zuzieht.

Das Make-up bekomme ich ohne Wasser kaum ab. Also kümmere ich mich zuerst um den Inhalt meiner Umhängetasche. Geldbeutel, Handy, Taschentücher, Champagner und die Spitzenunterwäsche, mit der ich Oliver überraschen wollte. Wieder bildet sich dieser hartnäckige Kloß in meinem Hals und wieder laufen die Tränen. Oliver. Zäh schleicht sich die Frage ein, ob er es nur deswegen getan hat. Wir hatten seit Ewigkeiten keinen Sex. Zumindest kann ich mich kaum daran erinnern. Dabei schien die mehrwöchige Reise im letz-

ten Jahr unsere Wunden geheilt und uns wieder näher zusammen gebracht zu haben. So nahe, dass wir es noch einmal versuchen wollten. Professor Maxwell meinte, es wäre gut, etwas anderes zu tun, ohne ständig verbissen auf eine Schwangerschaft zu hoffen. Was in gewisser Weise auch funktioniert hat. Aber jetzt ... Verdamm! Das Baby. Automatisch lege ich meine Hand auf den Unterleib. Starre auf meinen Bauch und frage mich, was werden soll. Ich habe keine Ahnung, wie es jetzt weitergeht. Was ich aber weiß, ist, dass mein Mann nicht mehr Teil dieser Zukunft sein wird. Ich kann vieles verzeihen. Ein Seitensprung gehört jedoch nicht dazu. In Gedanken gehe ich mehrere Optionen durch. Doch schon bei der ersten gerate ich ins Straucheln. Wo werde ich wohnen? Wenn schon nicht in demselben Haus mit Oliver, dann zumindest in seiner Nähe. So kann er das Kind sehen und ... dann was? Zeit mit ihm verbringen? Sich darum kümmern? So, wie er sich um mich oder unsere Ehe gekümmert hat? Wut steigt in mir auf. Er hat alles kaputtgemacht! Und ich überlege, wie ich sein Leben für ihn am einfachsten mache, am bequemsten. Als wäre die Tussi auf seinem Schreibtisch nicht schon bequem genug gewesen. Hätte er es nicht irgendwo anders mit ihr treiben können? Wo ich es nicht mitbekomme? Diese Überlegungen sind der totale Mist. Sie waren in seinem Büro. So gut wie keiner darf in sein Büro. Für Gespräche gibt es den Konferenzraum. Das war aber kein Gespräch. Frustriert seufze ich. Ob es das erste Mal war? Wie oft haben sich die beiden schon getroffen? Ob es noch andere gab? Will ich überhaupt eine Antwort auf diese Fragen? Also verdränge ich den aufkeimenden Kummer und leere den Inhalt meiner Tasche neben mich aufs Laken. Das dunkle Display meines Smartphones blitzt mir zuerst entgegen. Erwartungsvoll tippe ich darauf und tatsächlich. Es leuchtet. Breit grinst mich Oliver auf dem Bildschirm an und das bunte Foto von uns wirkt schlagartig so unwirklich wie der Umstand, dass ich auf einem Segelboot sitze. Dann schaltet es ab.

Auch das noch. Womöglich hat es das ungewollte Bad nicht überlebt. Was wiederum gut ist, denn so kann Oliver mich nicht erreichen. Caitlin werde ich von Åsgårdstrand aus anrufen. Wo auch immer das liegen mag. Vermutlich wirft Jayden mich im nächstbesten Hafen raus. Bis dahin muss ich mir überlegen, wie es weitergeht. Jayden hat unmissverständlich klargemacht, dass er mich nicht hier haben will. Trotzdem bin ich hier und vielleicht lässt er sich ein weiteres Mal überreden.

Nachdem ich mich in dem kleinen Badezimmer frisch gemacht habe, gehe ich zu Jayden. Kaum bin ich die Stufen oben, reicht er mir etwas.

»Rettungsweste. Zieh sie an und setz dich dort hin«, weist er mich knapp an und zeigt auf die Bank neben ihm. Wie er mich herumkommandiert, gefällt mir nicht. Dennoch gilt: seine Jacht, seine Regeln. Ich will mich nicht streiten und tue, was er verlangt. Hauptsache, ich darf bleiben.

»Und das Teil soll mich über Wasser halten?«, frage ich ungläubig und ziehe die besagte Rettungsweste über.

Jayden mustert mich und für Sekunden scheint es, als würde sich ein Lächeln auf seine unnachgiebigen schnurgeraden Lippen zaubern. »Warst du jemals auf einer Jacht, Ash?«

Es ärgert mich, dass er mir einen Spitznamen verpasst und noch dazu einen, den ich nicht ausstehen kann, weil ich in der Schulzeit ständig damit aufgezogen wurde. Eli, würde ich am liebsten widersprechen, aber ich schweige und schüttele nur den Kopf. Denn ich vermute, dass er mich absichtlich so nennt. Zumindest deuten seine ablehnende Haltung und die Art und Weise, wie er den Namen ausspricht, darauf hin. Doch dann verändert sich seine raue Miene, er stellt sich direkt vor mich und öffnet den seitlichen Klettverschluss der Weste.

»Sie bläst sich auf, sobald die CO₂-Patrone mit Wasser in Kontakt kommt«, erklärt er, zeigt auf das Innenleben und verschließt die Öffnung wieder. »Keine Sorge, das Teil ist für die

Benutzung auf hoher See unter extremen Bedingungen ausgelegt und fast immer ohnmachtssicher.«

Ohnmachtssicher? Ich spreche die Frage nicht aus, doch er beantwortet sie wegen meines verwunderten Ausdrucks.

»Die Weste ist so konzipiert, dass sie dich auf den Rücken dreht und den Kopf auf diese Weise über Wasser hält. Falls du aus irgendwelchen Gründen ohnmächtig wirst, kannst du nicht ertrinken.«

Na, wenigstens was. Wenn ich in die eisigen Fluten stürze, gehe ich jedenfalls nicht unter. Skeptisch blicke ich an mir herab, dann aufs Wasser. Das kühle Nass glitzert im stetig höher steigenden Sonnenlicht. Die Oberfläche ist spiegelglatt und beinahe komme ich mir ein wenig verarscht vor. Denn einen Grund für die Weste sehe ich nicht, andererseits kennt Jayden mich und meine Schwimmkünste nicht. An den Stränden am Ufer reckeln sich braun gebrannte Mädchen in knappen Bikinis und das vergnügte Quieken der planschenden und herumtobenden Kinder hallt zu uns rüber. Für Minuten genieße ich die friedliche Ruhe und atme den salzigen Windhauch tief in meine Lungen. Nach all dem Chaos fühlt sich die Leere in meinem Kopf unglaublich gut an. Irgendwie befreiend.

»Setzt du keine Segel?«, frage ich irritiert, als ich mich zu Jayden auf die Bank setze und das Surren des Motors höre.

»Kein Wind, keine Segel«, erwidert er knapp und steht abrupt auf.

Nicht weit von uns springen Jugendliche von dem natürlichen Felsenmeer, das den Oslofjord an manchen Stellen umgibt, ins kühle Nass, während andere die Sommersonne genießen. Auf der gegenüberliegenden Seite kommt uns die Color Magic unglaublich nahe und ich befürchte fast, die Besatzung sieht uns nicht. Zumindest fühlt es sich für mich so an. Die weltweit größte Autofähre gleitet so majestätisch durchs Wasser, dass Staunen und Angst dicht beieinanderliegen. Automatisch rutsche ich auf die Seite, wo Jayden vor

Kurzem noch saß, und mustere ihn interessiert. Wie er so konzentriert hinter dem Steuer steht, hat etwas an sich. Etwas, das mich auf eine verbotene Weise fesselt.

Die Bugwellen der Fähre bringen uns so gewaltig ins Schaukeln, dass ich mich an meiner Sitzgelegenheit blitzartig festkralle.

Von Jayden ernte ich ein belustigtes Grinsen, ehe er wieder nach vorn sieht.

»Hast du keine Angst, dass dein Segelboot kentert oder du überfahren wirst?«, frage ich angespannt, als wir kurz darauf an einem riesigen Kreuzfahrtschiff vorbeikommen.

HA! Er lacht kurz auf und schüttelt amüsiert den Kopf. »Die Blue Horizon ist eine Jacht und kein *Boot*.« Die Bezeichnung betont er schon fast abfällig, als hätte ich sein Baby beleidigt. Dann wirft er mir einen flüchtigen Blick zu. So, als hadere er mit sich selbst, ob er eine ernsthafte Antwort geben oder mich ignorieren sollte. Entscheidet sich aber für Ersteres und spricht ruhig weiter. »Alles über zehn Meter wird als Jacht bezeichnet«, stellt er klar. »Und ja, theoretisch kann jede Jacht oder jedes *Boot* kentern. Dazu muss allerdings einiges schiefgehen.«

Die restliche Fahrt nehme ich mich zurück und überlege stattdessen, wie es in Åsgårdstrand weitergeht. Doch so sehr ich mir den Kopf zerbreche, will mir keine Lösung einfallen. Nur ein Gedanke taucht beständig wie ein Rettungsanker auf. *Ich muss nach Schottland*. Zu Caitlin. Und dies am besten, ehe meine Eltern oder die Presse von Olivers Fehltritt erfahren. Wobei das bei dem Aufgebot vorhin schwer machbar sein wird. Ich würde es meinen Eltern gerne selbst sagen. Doch ich befürchte, dass Oliver mir zuvorkommt. Denn sie hatten von Anfang an ein gutes Verhältnis. Während meine Anspannung so konstant steigt wie der Wasserstand bei Flut, scheint Jayden sich allmählich zu entspannen und verkündet am späten Nachmittag, dass wir in wenigen Minuten anlegen werden. Für Sekunden setzt mein Herzschlag aus und eine

eigenartige Nervosität überfällt mich. Dass ich sitzen bleiben soll, höre ich noch, aber der Rest von Jaydens Anweisung geht in dem erneut entfachten Gedankenwirrwarr unter. Wenn ich nur dieses verdammte Bild von Oliver und seiner Gespielin aus meinem Kopf vertreiben könnte.

Ende der Leseprobe

Das E-Book für 0,99 € bei Amazon vorbestellen:

Das Wunder unserer Herzen



Ab 01.10.2024 überall im Handel.

Folge mir auf [Amazon](#) oder trage dich bei [Briefe von Romy](#) ein, um keine Neuigkeiten zu verpassen.